DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 28 | Samstag, 16. Juli | 1927

Kampf in der Nacht

Skizze von Wally Eichhorn-Nelson.

Das Gehöft lag in einer weiten Ebene abseits von Dorf und Landstraße. Ein schmaler Weg führte hinüber, beschattet und fast erdrückt von gewaltigen steilen Pappeln. Rings breiteten sich Aecker und Wiesen zu weiter Einsamkeit, durch die ein dunkler Fluß schlich.

Es war im Hochsommer, und die Felder standen gelb und reif mit schweren Aehren. Die Tage waren glühend heiß und die Nächte dumpf und schwül. In dem einsamen Haus lag die Bäuerin, von einer jähen und erschreckend ungewöhnlichen Krankheit niedergeworfen. Nun brach eine schwere Nacht für sie an. Der Bauer saß schon seit dem Abendläuten dicht an ihrem Bett, seinen rechten Arm unter Kissen und den Rücken der Kranken geschoben, daß sie, so gestützt, fast saß. Ihr hageres Gesicht war dunkelrot, und sie rang hart um jeden Atemzug. Mit dünnen Fingern, die unter der Sonnenbräune erblaßt und nun wie gelbes Wachs schimmerten, hielt sie fest die freie Hand des Mannes umkrampft, die stark und braun auf der buntgewürfelten Decke lag.

Als der würgende Atem nicht nachließ und die Qual nur größer zu werden schien, sagte der Mann: „Das geht so nicht mehr, ich hole den Arzt."

Die Frau fuhr auf, klammerte sich fester an ihn: „Nein — nein, du nicht! Bleib du da!"

„Die Marie kann dich genau so halten wie ich. Das Mädchen kann man doch in der Nacht nicht so weit über Land schicken."

Die Kranke wurde noch aufgeregter; in kurzen pfeifenden Stößen ging ihr Atem, und ihre Augen glühten in wahrer Todesangst: „Bleib da, Mann — ich — sterb', wenn du fort bist."

Ein wenig schoben sich seine Brauen zusammen, ob im Schmerz oder Unmut, war nicht zu ergründen, denn sonst blieb sein gerades, verschlossenes Gesicht unbewegt. Aber er sagte beruhigend: „Ja, ich bleib da", und er rief mit erhobener Stimme: „Marie!"

Die Magd kam herein, stand blond und stark mit ihrem schönen, stillen Gesicht im Schein der Lampe und sah mit scheuen Augen, in denen langsam ein Grauen aufkam, nach der Bäuerin.

Irgendwie war die Stimme des Herrn auf einmal anders. „Du wirst den Doktor holen müssen. Sag ihm, daß die Frau in schwerer Not ist!"

„Ja", sagte Marie und ging geneigten Gesichts hinaus. Sie lief, wie sie war, barfuß und ohne Tuch eilig den Weg durch die Felder. Die Nacht war warm und sehr dunkel und still, ohne Mond und Sternenlicht und mit einem niedrigen schwarzen Himmel. Von der Erde stieg warmer Dunst, und es war, als käme er nicht höher vor den erdrückenden dunklen Wolkenmassen, die schwarz und schwer über dem flachen Lande hingen.

Die junge Magd war noch nicht lange in der kleinen Wirtschaft, doch sie kannte den ganzen Jammer dieses Hauses. Wußte, wie sich die Frau fast selbst verzehrt vor Giftigkeit und Geiz und wie der Mann tritt unter ihrem zänkischen und kleinlichen Wesen. Hatte oft genug selbst Geiz und Härte spüren müssen. Sogar das einzige Kind der Leute, ein zartes, verschüchtertes Dinglein, flüchtete vor dem Jähzorn der Mutter in die Arme der fremden Magd. Wenn die Frau stürbe, würde sie niemand entbehren.

Die Magd schlang die Hände ineinander, halbe Laute kamen von ihren Lippen, Lachen und Weinen. — Doch dann war ein heller, scharfer Stich im Herzen: Wenn sie nun nicht starb?!

Sie blieb jäh stehen mit weiten Augen. Alles, was eben geleuchtet, versank. „Nein — nein", stammelte sie, und die Zähne schlugen ihr aufeinander wie im Fieberfrost. Und ihre Gedanken vergingen nun in einem Rausch, jagten sich, arbeiteten fieberhaft, um das Glück zu halten. Konnte man nicht langsam wieder zurückgehen und sagen: „Ich hab' den Arzt nicht gefunden." Dann — dann . . .

Alles Böse ward wach und gewaltig, alle dunklen Mächte schienen zu lauern in der schwülen Finsternis der Nacht. Und es ward furchtbar klar in der Magd. Um den Tod der Frau war's nicht, wenn sie zögerte, umzukehren. Aber das Sterben — dies furchtbare Sterben!

Es war ihr von jeher das Furchtbarste gewesen, jemand leiden zu sehen, und sie dachte daran, wie sie als Kind einmal den anderen einen halb zu Tode gequälten Frosch weggenommen und ihn laut weinend und halb irr vor Schmerz und Aufregung vollends erschlagen hatte, um die Leiden der Kreatur zu enden. Und nun litt die Frau, sie kämpfte mit jedem Atemzug um ihr Leben. Man mußte ihr helfen! Marie weinte. Rascher ging sie — kleine Häuser wuchsen schwarz aus der Dunkelheit. Manchmal glühte hinter den Fenstern noch ein Licht auf; aber das Haus des Arztes lag dunkel und still.

Marie zog die Glocke und hörte, wie sie im Haus erschreckend grell und laut die Stille zerriß. Dann ging ein Fenster, eine Frauenstimme fragte, wer da sei.

„Ich soll den Doktor holen."

„Mein Mann ist in der Stadt. Ist's schlimm?"

„Ja."

„Dann müßten Sie in die Stadt gehen, er ist gewiß im „Weißen Schwan". Zurück können Sie ja fahren, mein Mann hat den Wagen mit."

Marie lehnte an der Mauer; ihr war, als sänke sie in etwas Weiches, Warmes. Ihr Herz schlug mit dumpfen, schweren Schlägen. Sie hörte die Stimme der Frau wie durch dicken Nebel. War das ein Zeichen? Konnte sie nun nicht gehen mit gutem Gewissen?

Sie war so benommen, daß sie der Frau gar nicht mehr antwortete und diese, ärgerlich, endlich klirrend das Fenster schloß. Das schreckte sie auf; taumelnd lief sie über den Hof und auf der Landstraße ein Stück den Weg zurück, den sie gekommen war.

Aber da stand jäh vor ihr das Gesicht der Bäuerin, den Mund keuchend geöffnet mit ansturren Augen. Das trieb sie zurück, und gejagt von Angst und Grauen, lief sie nun der Stadt zu, so schnell sie konnte in der schwülen Feuchte und Finsternis der Nacht . . .

Sie fand den Arzt, und im Trab fuhren sie zurück. Er blieb bis zum grauenden Morgen bei der Kranken und rang vereint mit ihrem zähen Lebenswillen gegen den Tod. Als sie endlich, ruhiger atmend und erschöpft in einen tiefen Schlaf sank, sagte er's dem Mann: „Es hing an einem Haar, und wenn ich heute nicht alles versucht hätte — ob ich später noch helfen konnte, weiß ich nicht."

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor", sagte der Mann, und sein Gesicht blieb dabei starr und schmerzlich finster, wie es immer war.

Der Arzt achtete es nicht, lachte froh des gelungenen Werkes, in der Haustür stehend zurück. „Dem Mädel haben Sie's zu danken, die hat die ganze Stadt abgesucht, bis sie mich fand."

Der Mann wandte sich, als der Arzt gegangen war, und sah Marie im Flur an der Wand lehnen, fahl mit erloschenen Augen. Er blieb vor ihr stehen; in seinem Gesicht zuckte es nun von Hohn und Bitterkeit: „Dir hab' ich zu danken, Marie."

„Herr", stammelte die Magd und senkte den Kopf vor seinem Blick.

„Marie", sprach er weiter, nun wieder leise und beherrscht, „wir haben heute nacht an das Gleiche gedacht — aber du warst sehr tapfer . ." Er lächelte bitter und verloren, und sein erstarrtes Gesicht begann sich zu einer müden Weichheit zu lösen. „Das war gut, Mädchen. Und es ist gut, daß du auf dein junges Leben keine Schuld geladen hast."

Die Magd hob jäh das weiße Gesicht ihr Mund war hart und ihre Augen wie von Glas. „Ihr denkt zu gut von mir, Herr. Nicht um die Schuld tat ich's . . . Aber dieses Sterben" — sie schauerte zusammen, ihr Blick verlor sich in einem Grauen, „diese Marter, die immer grausamer wurde." — Sie brach ab. Schweiß stand ihr auf der Stirn, mechanisch fuhr sie mit dem Handrücken darüber hin. „Das ging nicht", murmelte sie.

Nun standen sie lange stumm und fanden doch nicht voneinander. Draußen war es vollends hell geworden, und im Stall begannen die Tiere sich zu regen. Aus der Kammer rief das Kind, das aufstehen wollte, nach der Magd. Sie schrak auf und hastete an dem Mann vorbei. —

Nachher geschah es nie wieder, daß sie allein zusammen sprachen. Marie wich dem Herrn aus, und auch er suchte kein Alleinsein. Nur sein Blick folgte ihr oft voll finsterer Schwermut und auch jäh aufglühend und verlangend.

Die Frau genas nun schnell. Und als sie aufgestanden war, sagte Marie: „Ich will gehen." Die Bäuerin war sonderbar still und sanft nach der Krankheit, und es schien, neuerwacht, eine wahre Gier in ihr, sich dem Manne unterzuordnen und gegen die anderen gütig zu sein. Früher wäre sie zornig geworden bei dem plötzlichen Verlangen der Magd. Nun sagte sie: „Warum, Marie? — Ich weiß, ich war manchmal hart, aber du sollst es gewiß besser haben. Bleib nur da!"

„Ich kann nicht", sprach die Magd und sah an der Frau vorbei — und log: „Ich kann nicht lange in solcher Einsamkeit bleiben."

Als es am Abend die Bäuerin ihrem Mann erzählte, sagte er ruhig: „Laß sie nur, wenn sie fort will." Aber es wich alles Leben aus seinem Blick. Und als am andern Tag Marie davonging, stand er lange im Hof und sah ihr nach.

Sie schritt nicht rasch und stark aus wie sonst, sondern als sei sie sehr müde; ihr Kopf mit dem Flachshaar war geneigt. Als er sie nicht mehr sah, gab es dem Mann einen Riß im Herzen, und er dachte: „Ich muß ihr nach — ich laß' alles hier zurück und geh' mit ihr in ein anderes Leben. Marie! Marie!"

Da schmiegten sich warme Kinderfingerchen in seine Hand. Davon erwachte er. „Du — ja, du bist da!" Und er wandte sich nun und ging mit schweren Schritten weit durch die Wiesen bis zum Fluß und saß da lange, das Kind auf dem Schoß und sein weiches Gesichtlein an der Wange, und sah dem dunklen, sanft fließenden Wasser nach.

—o—

Der Korporal von Leuthen

Historische Skizze von Gerh. v. Gottberg.

Dumpf und rollend wurden die Trommeln geschlagen; kein Scherzwort flog durch die Reihen der fridericianischen Soldaten. Der Kapitän an der Spitze schritt stumm und verbissen einher. Er kam von dem Gedanken nicht los, daß sich im ersten Bataillon der Garde des großen Königs ein Deserteur befunden. Teufel und Hölle! Bei Roßbach und Leuthen, bei Liegnitz und Torgau hatte man gekämpft, und heute der Schimpf, der dadurch noch schlimmer wurde, daß sich ein Kamerad der eigenen Kompagnie gefunden, der den Fahnenflüchtigen um der Geldprämie willen verraten. Der eigene Bruder war es gewesen.

Dumpf und rollend klang der Trommelwirbel. Im Viereck trat das Bataillon an. Lichtrot stieg die Frühsonne über die Heide empor, warf goldfrohe Strahlen über die schwarzen

---

Die Schriftstellerin Olga Wohlbrück aus S. Juli 60 Jahre alt

ruhig nähend — wie er es liebte — neben seinem Schreibtisch saß, damit er sich in der Stille der Nacht nicht ganz vereinsamt fühlen sollte, nahm er sich ein Herz und erzählte von seinem Plan.

„Wir werden am Sonnabend fahren — und die Kinder werden wir in Tante Lottes Obhut geben. Sie tut's schon mal für uns, die paar Wochen. Und wir werden uns am Strande von der Sonne bescheinen lassen, werden baden und spazieren gehen — ach, ich weiß noch so schöne Wege in dem Kiefernforst dicht hinter den Dünen! Wir werden richtig wieder jung werden, wenn — ja, wenn du nicht meinst, daß es schade wäre um das Geld. Es sind immerhin tausend Mark, mit denen man rechnen muß — für sechs Wochen."

Er hielt inne, ängstlich fast, jetzt selber erschrocken, als er die große Zahl nannte. Denn er wußte um die Sparsamkeit seiner Frau. Würde sie ihn nicht einen Verschwender nennen einen Egoisten? Er wartete unruhig, wagte nicht, sie anzusehen.

Hätte er es doch getan! Hätte er doch dies Lächeln gesehen, das über ihre, ach, nun seit langem nicht mehr jugendfrischen Züge glitt. Dies Lächeln, das von einer alten, beständigen und so selbstlosen Liebe, von einer versonnenen Zärtlichkeit sprach, und so viel Wissen um seine dunkle und heimliche Sehnsucht, und dennoch von einer ganz kleinen Scheinerei übersonnt war.

Sie freue sich so mit ihm, sagte sie, und sie sei so glücklich, daß er das ermöglicht habe, und er solle ja nur fahren, so bald als möglich. Ja, das alles sagte sie dem Ueberraschten und dann zum Schluß — und auch das merkte er nicht, wie ihre Stimme jetzt ein ganz klein wenig müde und traurig wurde, in aller Zärtlichkeit — ja, zum Schluß sagte sie, er müsse allein fahren, endlich mal herauskommen aus der Enge der Gewohnheit, ganz fremde Gesichter um sich haben — es täte ihm so not, dies völlige Herausreißen aus dem Alltag.

Er widersprach nachdrücklich. Nein, er wolle nicht allein fahren und sie müsse durchaus mit. Und es gab einen kleinen, liebevollen Streit, in dem er dann noch den Kürzeren zog und sich von ihr überzeugen ließ. Gerne — wie er im Innersten mit halber Scham empfand. Und nur dies Versprechen ließ er sich noch geben, daß sie wenigstens die letzten acht oder vierzehn Tage herüberkommen sollte, damit sie doch auch etwas Erholung und Freude habe. Und so fuhr er ab . . .

Sommer an der See! Wo war die Oede der Stadt, ihr Staub, ihr Trubel, ihre Hetze? Wo war all das andere, was ihm die Jahre verdunkelt und einen grauen Schleier auf seine entschwindenden Tage gelegt hatte, die kleinen Sorgen, Unruhe, Trauer, Erbitterung und die immerwährenden Nadelstiche eines alltäglichen und bescheidenen Daseins? Fort! Verschwunden und vergangen unter blauem Himmel, der lichten Sonne und dem beruhigenden Rauschen des Meeres.

Schlafen und ruhen und baden — das war die Beschäftigung der ersten Woche. Aber dann, da er zu fühlen wähnte, wie er wieder jung wurde, erwachte auch die Lust an dem bunten Treiben um ihn herum, an den schönen, gepflegten Menschen, der Musik, an all dem Betrieb, der doch so gar nicht an die Stadt erinnerte; vielleicht, weil hier jeder Zeit hatte, weil Ferienstimmung über all den Dingen ruhte und — weil die Mädchen so zart, so hinreißend lächelten.

Wie er sie liebte, diese Mädchen, die den Sommer in den losen Falten ihrer Gewänder zu tragen schienen. Eine war da, die erinnerte ihn in seltsamer Weise an seine erste, früheste Jugendliebe. Dasselbe schmale, etwas zarte Gesicht mit den aschblonden Haaren und den dunkelbraunen Augensternen. — Es ergab sich, daß er sie kennen lernte. Und da sie ganz allein im Bade weilte, so fügte es sich des weiteren, daß sie sich enger zusammenschlossen. Sie badeten gemeinsam, machten ein paar Segelpartien zusammen oder stundenlange Märsche durch die Kiefernwälder. Er vermochte nicht viel mit ihr zu sprechen, alles blieb ein bißchen an der Oberfläche — aber was tat das! War sie nicht jung? Verstand sie nicht, süß und bezaubernd zu lächeln? Ja, das verstand sie! Und anfangs genügte das, ihn glücklich zu machen. Aber wie so die Tage dahingingen, wie die Zeit grausam ein Blatt nach dem andern vom Kalender riß, ertappte er sich ab und an bei einer gewissen inneren Leere, bei einem Gefühl der Verdrossenheit, der Unruhe. Es schien ihm, daß sich der Weg zur Jugend doch nicht ganz so leicht finden lasse, daß Schönheit, weibliche Anmut ihm eigentlich nicht mehr genügten. Daß er dieses Mädchen vielleicht begehrte, daß sie aber eigentlich doch neben seinem Leben stand wie etwas Fremdes, zu dem es keine Brücke gab.

Einmal saßen sie auf der großen Glasveranda des Kurhauses und sahen auf den Steg, wo die Dampfer anlegten. Er bewunderte gerade die schöne Nackenlinie des Mädchens, und der Wunsch wurde in ihm rege, sie zu küssen. Da sah er eine ältere Dame in schlichter Kleidung den Steg herunterkommen, an der Hand einen Jungen von zehn, elf Jahren. Das Mädchen neben ihm plauderte unverdrossen, er hörte nur unaufmerksam zu. Da kamen die beiden näher, und „Willy! Junge!" rief er plötzlich und sprang mit solchem Ungestüm auf, daß das Mädchen erschrak. Sprang auf und stürzte auf den Jungen zu und küßte ihn und tätschelte ihn, bis sich die Menschen erstaunt umdrehten, und lachte so froh und war so entzückt und vergaß ganz das schöne Mädchen, das oben auf der Veranda schmollend und allein an seinem Eis löffelte. Und fühlte sich plötzlich wirklich jung — mit seinem Kinde! . . .

—o—

Erinnerungen an Detlev von Liliencron

Von Ottomar Enking.

Im Jahre 1897 handelte es sich darum, Detlev von Liliencron seinem geldlichen Jammer zu entreißen. Wir veröffentlichten einen Aufruf, der in 700 Zeitungen abgedruckt wurde, aber der Erfolg der Sammlung war so gering, daß mir der Dichter am 29. Juni 1898 schrieb:

„Als ich neulich den Abschluß der gräßlichen Klingelbeutelei erfuhr, da wußte ich, daß es meine Todesstunde sei. Noch die Hälfte meiner Schulden war übrig. Nun stürzte sich erst recht, und stürzte sich alles auf mich. Nur in den Fachblättern stand die Abrechnung. In den Zeitungen aber glaubten alle Deutschen: nun hat Liliencron über und über genug jedenfalls — — So geht's mir jetzt schlimmer als je . . . Schrecklich, schrecklich! — Es ist Tatsache, daß die zusammengebettelten Gelder für mich nur von armen Menschen stammten, meistens in kleinsten Summen. Kein Reicher hat einen Pfennig dazugegeben. Nur durch Frau Auerbachs (der späteren zweiten Gattin Richard Dehmels) unermüdliche Arbeit haben einige reiche Juden zugesteuert. Ja, so ist es!"

Liliencron hatte damals schon angefangen, seine Gedichte in Vereinen vorzulesen. Den ersten Versuch damit machte er im Düsseldorfer Malkasten am 22. Januar 1898: „Meine erste Vorlesung hier ging sonderbarer Weise sehr gut." — Er weilte danach einige Tage als Gast beim Rechtsanwalt Rocholl in Bonn und traf am Morgen des 2. Februar in Köln ein, um mich zu besuchen. Er war so frisch, so kernig, von so ritterlicher Liebenswürdigkeit, so offen und frei bei höchstem Feingefühl, daß er einem gleich das Herz abgewann. Und wir mußten hören, wie er vortrug; er nahm das sehr wichtig. Nun, es war köstlich, wie er das „Gewitter", „Die Musik kommt", „Die neue Eisenbahn" und manches andere hervorlebte; den Offizierston hatte er noch, aber seine Stimme klang deshalb doch nicht scharf; er war der naiv Gebende, der ungekünstelt Künstlerische. Die Stunden verflogen so rasch, und abends geleitete ich ihn zur Bahn.

Der D-Zug stand bereit, Liliencron brachte sein Gepäck unter, und dann gingen wir, nachdem wir zur Erinnerung an unsere gemeinsame nordische Heimat einen Grog getrunken hatten, auf dem Bahnsteig auf und ab. Sein Herz war begeistert; er empfand die moderne Romantik solch eines Bahnhofs. — „Sehen Sie! Diesen Eisenbogen, wundervoll! Und diese Lokomotive! Das ist Poesie! Wenn das unsere Vorväter gekannt hätten! Und nun zu denken: ich fahre die Nacht durch, und morgen früh erwartet mich in Leipzig Max Klinger! Ist es nicht göttlich, daß wir so über Entfernungen wegfliegen?" — Er schwärmte, er fühlte sich glücklich als Sohn seiner Zeit. Auf einmal aber setzte sich der Zug sachte in Bewegung. Wir tappten ein paar Schritte hinterher; vergeblich, die romantische Lokomotive ließ uns stehen und rollte mit ihren Wagen in das Dunkel hinaus.

Wenige Augenblicke war Liliencron verdutzt, dann schwang er sich auf dem Absatz herum: „Ach was! Schadet nichts. Ich hab' ja ekelhaft viel Geld! (Das Vortragshonorar.) Bringen Sie mich einfach in ein Hotel, aber nicht in so'n gewöhnliches!" — Er telegraphierte seinen Sachen nach, und ich führte ihn in einen Gasthof am Domplatz. Er schrieb sich als Hauptmann von Liliencron ein und freute sich kindlich, als ihn der Pförtner mit „Herr Baron" anredete. „Kennen Sie mich denn?" — „Aber gewiß!" — „Denken Sie sich", wandte er sich entzückt zu mir, „der Kerl kennt mich! Wollen Sie mein Zimmer sehen? Kommen Sie mit hinauf." — Selbst das An- und Ausknipsen des elektrischen Lichtes machte ihm Spaß, und schließlich meinte er: „Ich kann aber noch nicht schlafen. Ich muß noch Asphalt riechen!" — Am Eingang zur Hohen Straße sagte ich ihm Lebewohl, und er mag nicht früh in sein Quartier gekommen sein, aber er schrieb mir dann doch: „In Köln saß ich neulich noch lange an meinem Fenster im Hotel und starrte in der Sturmnacht den Dom an. Es war herrlich!"

Wie wenig er im Grunde das war, was man einen Bohemien nennt, geht aus folgender Briefstelle hervor:

„Doch nun zu Ihrem Heim! Wie erinnere ich mich jeder Minute an unsere Kölner Tage. Wie haarscharf weiß ich noch, wo und wie und was alles in Ihren lieben, gemütlichen Zimmern steht und liegt. Unvergeßlich wird's mir sein. Das war einmal die Liebe bei Euch lieben Menschen, . . . die Ehe . . . O nichts, nichts, nichts Höheres gibt's als das! Ich breche ab, weil ich traurig werde wegen meines Kindes und seiner trefflichen Mutter." — Die Treffliche ist seine Frau geworden, und er hat ihr immer für das häusliche Glück gedankt, das sie ihm schenkte. Zwar unterschrieb er sich gern als „altgewordener", jedoch sein Herz war jugendlich und schlug für Schönheit. Als er im November 1904 in der Dresdner Literarischen Gesellschaft aus seinen Werken vorgelesen hatte — er machte es ein bißchen kurz; schon nach etwa einer halben Stunde klappte er sein Buch zu —, da fuhren wir, um einem größeren Kreise zu entgehen, schnell mit ihm zum Kneistschen Gasthofe. Auf der Diele ging Liliencron, dem ein Veilchensträuß überreicht worden war, voran, Paul Wiecke und ich folgten ihm. Auf einmal dreht er sich zu uns um, breitet die Arme weit aus und ruft: „Kinder, was habt ihr hier in Dresden für entzückende Weiber!" — Im selben Augenblick kommt hinter ihm eine hübsche Magd die Treppe herab, und Liliencron trifft sie mit dem Handrücken am Busen —, gleich merkt er's, wendet sich, kniet vor dem weißbeschürzten Kinde auf die Fließen hin und überreicht ihr den Strauß, den sie — gar nicht weiter erstaunt — mit anmutigem Lächeln wie eine selbstverständliche Huldigung entgegennimmt. — Ein Bild, das mir nie aus dem Gedächtnis schwindet.

So ist er geblieben, bis er im Jahre 1909 dahinsank, — wie sein Freund Dehmel ihm am Grabe nachrühmte: ohne Furcht vor der ewigen Nacht, ohne Hoffnung auf einen jüngsten Tag, sondern mit reiner und ruhiger Ehrfurcht vor der unerfaßlich unerschöpflichen Macht, die uns leben und sterben läßt.

Ottilie Wildermuth am 12. Juli 50 Jahre tot.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.

Druck und Verlag: P. & Sanz, Altena.

Scholle eines offenen Grabes. Der Regiments-Auditeur trat vor, verlas mit unbewegter, eintöniger Stimme dem Täter das Todesurteil. Doch der gefangene Deserteur schien nichts davon zu vernehmen. Stumm sah er hinaus in die taupersende Heide. Ein mitleidsvoller Blick traf den Bruder, der zum Judas geworden, blaß und zitternd am Flügel des Todespelotons har::e.

Der alte Hauptmann sah nicht auf, grübelnd starrte er zu Boden, dachte an die Stunde, da jener ihn auf seinen Armen aus der Hölle von Prag getragen, ihm die blutenden Wunden verbunden, dachte an den Tag von Leuthen, da jener die Panduren-Fahne aus dichtem Feindknäuel geholt. Korporal war er damals geworden, der König hatte ihn belobt, und jetzt . . . ein Deserteur, dessen letzte Stunde geschlagen.

Rasselnd wirbelten die Trommeln, überdröhnten das Knarren der Ladestöcke im Rohrlauf. Die Mannschaft des Pelotons trat vor. Der Leutnant meldete: „Fertig!"

Aufgerichtet stand der Verurteilte vor der offenen Grube, die Augenbinde hatte er abgelehnt; ein loderndes Feuer brach aus seinen leuchtstark blauen Augen. Hell tönte seine Stimme: „Seht, Kameraden! So stirbt ein Preußenkorporal, wenn König Friedrich es befiehlt!" Doch der alte Hauptmann hob den Degen nicht. Bleiern erschien ihm der Arm, der jenem den Tod bringen mußte, zugeschnürt der Hals, der das vernichtende Kommando nicht hervorbrachte.

Das Rollen der Trommeln verstummte. Eine atemlose Stille schwoll schwül und drückend empor, krallte sich in die Herzen. Ein Schrei erdröhnte ... markerschütternd ... zerwühlt vom Jammer. Des Verurteilten Bruder warf die Waffe weg, umschlang des Hauptmanns Knie: „Erbarmt euch, Herr! Er ist kein Deserteur, wie ich kein Judas bin!"

Doch mit dem Fuße schob der alte Kapitän den Verräter von sich. Er glaubte ihm nicht, empfand Abscheu und Ekel gegen den, der sein eigen Blut um Goldes willen verraten ...

Und noch immer diese stumme, schier atemlose Schwüle. Weit vornübergebeugt steht der Hauptmann. Er, der im Kugelsturm bei Prag und Leuthen nimmer gezaudert, die Seinen in den Tod zu führen, er zögert jetzt bei diesem einen!

Vom Kiefernrand fern nähert sich eine Kavalkade, in jähem Jagen scheint sie heranzupreschen. Allen voran ... Einer .... auf weißem Pferde ... königlich in Wuchs und Haltung ... er ist es ... Fridericus, der Unbezwingbare!

Stumm steht die Kompagnie ... von weit herüber, da auf märkischer Heide noch andere Truppen Waffenhandwerk üben, gellt verschwommen ein Trompetenruf.

Der König ist heran. Streng glüht sein Feuerblick. Der Hauptmann tritt hervor und meldet: „Die erste Kompagnie Garde, zwei Offiziere mit 85 Mann zur Exekution zur Stelle."

Der König hört's. Ein strenger Zug durchfaltet seine Stirn, der kein Erbarmen kennt und kein Verzeihen. Schon will der Hauptmann seinen Degen heben, als jener, der den raschen Tod erwartet, mit heller Stimme ruft: „Gebt Feuer, Kameraden! Der Korporal von Leuthen fürchtet Kugeln nimmer! Und unser König liebt das Warten nicht!"

Ein Wink, Held Friedrich reitet ins Karree, fragt drohend, hart: „Was willst denn du?"

„Den Tod erbitt' ich, Euer Majestät!"

„Du bist der Korporal von Leuthen?" fragt der König weiter: „Derselbe, der die Trenkische Fahne stürmte?"

„Derselbe, Euer Majestät!"

„Und bittest nimmer um Pardon?"

Da richtet sich der Verurteilte auf: „Mit nichten, Euer Majestät! Was wird aus euren tapferen Truppen, wenn ihr die Lumpendeserteurs mit Pardonieren lobet? Der Teufel auch, das wäre üble Art, wenn nicht ein Peloton sie übern Haufen knallte. Da wird' ein jeder desertieren!"

In das hartgefurchte Gesicht des Königs tritt Staunen: „Er scheint ein braver Bursch! Auch wenn er sterben muß! Hat er denn keine Mutter, die den Sohn beweint?"

Der König will weiterfragen, doch der Verurteilte starrt düster zu Boden, scheint nichts zu hören. Eine Schmach erscheint ihm Mitleid, ein Frevel an preußischer Ehre. Er will den Tod erleiden, er ist Korporal, hat stets die Deserteurs gehaßt. Und ihr selber ihr Genosse, gilt ihm der Tod als Pflicht.

Doch König Friedrich hat den blassen Burschen drüben im Karree erspäht, winkt ihn heran. Von ihm erfährt er, was der Delinquent verschwiegt, daß beider Mutter um weniger Taler willen Not gelitten, um sie zu retten, ward der Korporal von Leuthen ein Deserteur; denn 15 Taler gibt's für den, der einen Flüchtigen zu Straf und Urteil seiner Truppe bringt, und 15 Taler sind's, die einer alten Frau verlor'ne Heimat retten. Da floh der eine Bruder von der Truppe, der andere ward zum Judas. —

Dröhnend rollten die Trommeln, als das Bataillon nach Potsdam zurückkehrte. Neben seinem Hauptmann schritt der begnadigte Deserteur . . . ein Lachen des Glücks in den blauen Augen; und ein Singen und Lachen war auch in der ganzen ersten Kompagnie des ersten Bataillons Garde König Friedrichs.

Als der Trommler und Querpfeifer just am Schloß mit des alten Fritz Lieblingsmarsch einsetzten, bellten drüben in Sanssouci die Windhunde. Doch Friedrich wies sie zur Ruhe, schrieb mit großen Zügen unter das Todesurteil des nunmehr Begnadigten:

„Feldwebel wird der Korporal von Leuthen! Der Alten 20 Taler zum Pläsier! Doch weil der Korporal den König selbst und seinen eignen Kapitän so gröblich arg düpieret und fast des Todes bei gestorben, so exerziert er eine Stunde nach!"

—⊡—

Schicht

Skizze aus dem Bergmannsleben

von Josef Stoffel.

Schicht! — Wie die schwarzen, schweißnassen Gestalten aus den Streben hervorgekrochen kommen, wie die Schaufel des Lehrhauers fliegt, um die letzten Brocken schwarzer Diamanten zusammen zu scharren, damit der letzte Wagen noch voll werde!

Schicht! Hui, wie Säge, Hacke, Beil und Hammer in der Gezähekiste verschwinden!

Schicht! — Es ist, als ob über die kohlenstaubschwarzen, schweißglänzenden Gesichter ein froher Schimmer husche; heim geht es, heim zu Weib und Kind, empor aus dem Dunkel der Erde zum goldenen Lichte der Sonne. Glückauf, Glückauf!

Still wird es vor Ort. Verstummt ist das Picken der Hacke, das Rattern des Lufthammers, das Knacken des Bohrhammers. Leis knistert die Kohle, knackt hier und dort ein Stempel, und vom Berge her dröhnt dumpf das Rollen und Poltern des letzten Wagenzuges.

Schicht! — —

Verstummt ist in der langen Richtstrecke der Lärm der Förderung, das Rollen der Kohlenzüge, das Gestampf der Druckluftlokomotiven. Dort hinten, am Ende der Strecke, zeigt sich ein erstes Lämpchen, jetzt zwei —, drei —, acht —! Mehr und mehr flimmern auf, aus allen Abteilungsquerschlägen wimmelt es heran; zum Schacht eilen die Bergleute, zur fröhlichen Ausfahrt nach vollbrachter Schicht.

Lustig tanzen und flimmern die Lichtlein durcheinander, fröhlich hallen das Geplauder und die Schritte der schwarzen Gestalten von den Streckenstößen wider.

Auch drüben an der Biegung des ersten Abteilungsquerschlages erscheinen die ersten Lichtlein, — schon sind es ihrer viele, zwanzig, — dreißig. Aber wie still, wie merkwürdig still und langsam sie näher kommen!

Man hört kein fröhliches Geplauder ihrer Träger, kein Schimpfen über festen Kohlenstoß und schlechtes Gedinge. Nur langsame, schwer wuchtende Tritte, feierlich, fast gespenstig.

Nun hat der Zug die Richtstrecke erreicht. Längst sind die Vorübergehenden aufmerksam geworden, stutzen, bleiben stehen. Eine dumpfe Ahnung springt sie an, wie etwas Drohendes.

Still ist es auch unter ihnen geworden.

Und nun gewahren sie es: Inmitten des Zuges schwanken zwei Bahren, und auf jeder liegt ein langgestreckter Körper, ganz in dunkle Decken gehüllt.

Ein Schauer überläuft die schwarzen Gestalten, leicht zucken die Flämmchen in den Lampen, und ein Flüstern erhebt sich rings, abgerissene Worte werden hörbar:

„Was — was ists — —?"

„Verletzt —? Tot — —?"

„Tot!"

„Wie —? Wo — —?"

„Stapel — —!"

„Abgestürzt —? Tief — —?"

„Siebzig Meter!"

„Seil gerissen — —?"

„Ja — total zerschmettert! — —"

Weiter sind die Träger geschritten, weiter schreiten sie alle, still, schweigend.

Ist es die Majestät des Todes in ihrer Mitte, die sie verstummen läßt? Denken sie derer, die daheim warten auf zwei, die nicht mehr kommen?

Denken sie an sich selber, daß es auch sie packen kann, jeden einzelnen aus ihrer Mitte? Heute noch —, oder morgen —, oder übermorgen? — —

Dunkel und leer liegt die Richtstrecke.

Leise raunend, fast klagend streichen die frischen Wetter hindurch zu den jetzt einsamen Bauen.

Leise tinkt vom Schacht ein helles Glockenzeichen: Seilfahrt!

Seilfahrt für zwei, die Schicht gemacht — für immer . . .

—⊡—

Ein Traum

Skizze von W. Ludwig.

Man sprach in einer Gesellschaft von Liebe und Selbstlosigkeit, und besonders die Damen waren der Ansicht, daß der wahrhaft Liebende zu jedem, auch dem größten Opfer bereit sein müsse und sich auch wohl nie weigern werde, es zu bringen. Ein älterer Herr, der schweigend zugehört hatte, sagte:

„Es mag sein, daß es eine solche Liebe gibt. Aber ich glaube, sie ist sehr selten. Vielleicht täuschen wir Menschen uns nur zu oft über unser eigenes Wesen. Ich wenigstens mußte einmal vor vielen Jahren zu meinem Schmerz erkennen, daß ich ein anderer war als der, für den man mich hielt. Wie Sie wissen, bin ich nicht verheiratet. Ich war einmal nahe daran, mich zu verloben. Ein Traum war schuld daran, daß ich es nicht tat."

Man bat ihn, zu erzählen, und er berichtete das Folgende:

„Als junger Mann — ich hatte erst vor kurzem eine Anstellung gefunden — benutzte ich, wie ich das seit meiner Studentenzeit gewohnt war, einen längeren Urlaub zu einer Wanderung im Hochgebirge. In einem Gebirgsdorfe lernte ich eine junge Dame kennen. Wir schlossen schnell Freundschaft miteinander. Durch einige Hochtouren, die wir zusammen machten, kamen wir uns näher, und ich war bald überzeugt, daß uns das Schicksal für einander bestimmt hatte. Ella erwies sich als ein ausgezeichneter Kamerad. Selbst unter schwierigen Verhältnissen, wie sie sich bei unseren Wanderungen oft ergaben, war sie stets guter Laune, und ich zweifelte auch nicht daran daß sie meine Neigung erwiderte. Sie stand allein, ihre Eltern lebten nicht mehr, und meine Verhältnisse waren so, daß ich jederzeit heiraten konnte. So stand mein Entschluß fest, und bei unserer nächsten Wanderung wollte ich mich ihr erklären, hoch droben im ewigen Eis — so hatte ich es mir ein wenig romantisch ausgedacht. Am Tage vorher stiegen wir bis zu einem kleinen Bergwirtshaus, das nahe unter dem Gletscher lag. Hier wollten wir übernachten und dann am anderen Morgen zeitig aufbrechen. Wir zogen uns bald zurück. Ich schlief schwer und unruhig ein, und als mich ein Pochen weckte, schien der Mond hell in die winzige Kammer. Rasch machte ich mich fertig, Ella erwartete mich schon in der Wirtsstube, und wir brachen auf. Es war noch tiefe Nacht. Der Vollmond stand hoch am sternsunkelnden Himmel; seine riesige gelbe Scheibe goß ein fahles, phantastisches Licht, wie ich es noch nie gesehen hatte, über die wild zerklüfteten Berggipfel ringsum. Der Weg, auf dem wir schweigend bergan stiegen, war steil und glatt. Zu unserer Rechten gähnte ein Abgrund von geheimnisvoller Tiefe. Wir sprachen fast nichts. Ella, die durch das Seil mit mir verbunden war, ging mit elastischen Schritten vor mir her; es sah aus, als ob sie den Boden kaum berührte, sondern über den Fels hinschwebte. So oft ich den Blick zu ihr hob, sehnte ich mich darnach, sie in die Arme zu schließen. Aber der Weg nahm kein Ende. Mir schien es, als seien wir stundenlang gestiegen, ohne daß es heller wurde, und der Mond stand unbeweglich noch immer an der gleichen Stelle. Wir gingen wie durch eine verzauberte Landschaft, das fahle Licht, das düstere Schweigen, alles hatte etwas Unheimliches, das mich erschauern ließ. Eine steile Felswand stieg vor uns auf. Ihr oberer Rand ließ sich nicht erkennen. Der Weg war scheinbar zu Ende. Aber ich kannte ihn von früher und wußte, daß er fußbreit am Felsen vorüber und um die Ecke führte. Die Stelle war sehr gefährlich. Aber Ella schritt, ohne zu zögern, weiter. Jetzt schien es, als ob ihr Fuß ins Leere trete. Dann sah ich sie nicht mehr. Sie war schon um den Fels gebogen. Ich wollte ihr folgen, als ein wilder Schrei durch die Nacht gellte. Das Seil, das ich um die Hüften geschlungen hatte, spannte sich mit einem Ruck straff und zog schräg nach unten. Ella war abgestürzt, das Seil hatte sich jenseits der Wand an einer Zacke verfangen, deshalb konnte ich die Geliebte nicht sehen. Laut rief ich ihren Namen, aber sie gab keine Antwort. Mich ergriff lähmendes Entsetzen. Ella schwebte in größter Lebensgefahr und ich mit ihr. Das Seil, an dem ihr Körper hing, zog so schwer, daß ich mich mit aller Kraft gegen die Felswand stemmen mußte, um nicht in die Tiefe gerissen zu werden. Aber meine Kraft erlahmte schnell. Das Seil preßte mir die Brust so sehr zusammen, daß ich kaum mehr zu atmen vermochte, und kalter Schweiß stand mir auf der Stirne. Ob das lange dauerte oder nur kurze Zeit, weiß ich nicht zu sagen. Meine Gedanken überstürzten sich; ich rief laut um Hilfe, aber meine Stimme verhallte in der Einsamkeit. Minuten, vielleicht nur Sekunden noch konnte mein Widerstand dauern. Nur ein Wunder, so schien es mir, vermochte uns — mich noch zu retten. Mich! Für mich allein war noch Rettung möglich, für uns beide niemals. Ich erschrak vor mir selbst; aber ich hatte keine Zeit, um den Entschluß zu ringen. Die Todesangst raubte mir die Besinnung. Während ich mich mit der Linken an die Felswand krallte, tastete ich mit der Rechten nach meinem Messer. Ich wollte das Seil durchschneiden, ehe wir beide in die Tiefe gerissen wurden. In diesem Augenblick, ehe es zum Schlimmsten kam, hörte ich ein dumpfes Pochen Ich fuhr auf. Ich lag in der kleinen Stube des Bergwirtshauses. Draußen dämmerte fahl der Morgen. Sie kennen alle das Gefühl jäher Freude, das sich einstellt, wenn wir aus einem schlimmen Traum erwachen. Ich wollte nicht glauben, daß alles nicht wirklich gewesen sei. Aber als ich ganz zu mir gekommen war, wurde ich nicht froh. Es gab hier etwas, das über den Traum hinaus Bedeutung behielt, das durch das Erwachen nicht ausgetilgt werden konnte. Ich war bereit und entschlossen gewesen, Ella zu opfern, um mich selbst zu retten."

Der Erzähler schwieg einen Augenblick, dann sagte er:

„Und darüber kam ich nicht hinweg. Am liebsten wäre ich vor Ella geflohen. Aber das ging nicht mehr. So wanderte ich mit ihr denselben Weg, den ich im Traum gegangen war. Ich kannte ihn von früheren Zeiten; er war lange nicht so gefährlich, wie er im Traum erschien; auch die Stelle, wo der Weg um den Fels bog, war harmlos. Und doch schauderte ich, als wir hier vorübergingen. Ella fiel mein plötzlich verändertes Wesen auf, ich konnte es ihr nicht erklären. Am nächsten Tage trennten wir uns, ich habe sie niemals wieder gesehen . . . Und der Traum ist schuld, daß ich auch später nicht geheiratet habe."

—⊡—

Wultu, die Tigerin

Skizze von Eitel Kaper.

Den Reisenden auf der „City of Perth", die in Colombo zugestiegen waren, boten sich in der beginnenden Nacht, welche die Hitze mählich zu einem erträglichen Klima herabdrückte, ein seltsames Bild. Sechs Tiger liefen wie in einer furchtbaren Aufregung in ihren Käfigen umher. Niemand von den Menschen verstand die Unruhe der Tiere, welche die letzten Tage stumpf, beinahe tot dagelegen hatten. Ein gutmütiger Wärter äußerte die Ansicht, es könnte wohl eine Krankheit unter den „Bests" ausgebrochen sein. Aber man erfuhr bald das Ergebnis der Untersuchung. Irgendein Tigerempfinden hatte ihnen allen angezeigt, daß die Gesellschaft auf sieben angewachsen war. Tigergeburtstag! Ein Schnauben, Schieben, Patschen. Als müßten sie alle aufpassen, daß der Mutter und ihrem trappeligen Jungen nichts geschehe. Lange noch, in der Nacht, als die Ceylonküste schon im Dunkelgrün des Indischen Meeres verschwunden war, mahnten schwere Tatzentritte: Bestien an Bord! Im Mittelschiff aber feierte man sehr feucht den Tigergeburtstag. Eiskalter Whisky rann durch die Kehlen. Menschen lallten und pilgerten im geschlossenen Zuge nach den Käfigen, um ihren Täufling zu besichtigen. Ihr heißer Kopf merkte nichts von der harten, scharfen Nachtluft und vom aufkommenden Monsun.

Lärmend und unter albernen Witzen kamen sie die Treppe zum Vorschiff herab. Der Transportführer lachte auf, aber der kleine verängstigte Wärter Steingolt, ein guter Junge aus Lomzha, den das Schicksal an dieses Leben auf den mit Tigergeruch geschwängerten Vorschiffen der Insulindefahrer band, zuckte zusammen. Die Tiere schliefen doch schon. Er fühlte, wie widerlich in den Tropen angeheiterte Menschen sind; er stand vor den mit Sacktüchern verhängten Käfigen, als müßte er das Kleine schützen.

Lärmend kam der Haufen heran. Ein Neureich" von Celebes zog eine nagelneue Blendlaterne heraus und riß rücksichtslos das schützende Tuch vom Käfig. „Sehen Sie, hier haben wir die junge Ware. Prima, prima!"

Steingolt suchte zu beschwichtigen, zur Seite zu drängen. Die Tigermutter richtete sich schweigend auf und starrte verängstigt durch die Stäbe. Der lange Schweif peitschte unruhig wie ein Fliegenwedel über das Junge „He, he, unser Patenkind" juchzten die Betrunkenen durcheinander. Dann brach ihr Stammeln ab.

Ein einziger langer Trompetenstoß, die wilde Anklage des alten Tigers Zettan bannte sie von dem Tigerkind. Noch einmal, dann gingen die Menschen verlegen.

— — Ein wenig hockte die kleine Tigerin, als sie im Hafen von Brisiol in einen anderen Käfig verladen werden sollte. Der Hamburger Wärter aber rief ihr zu: „Wult du Beest?" So erhielt die Tigerin den Namen Wultu. Sie kam in eine Gruppe von 12 Zirkustigern, und ein sehniger englischer Tierbändiger zog sie mit viel Verständnis auf. Nur wenig klatschte die Peitsche. Wultu zeigte sich gelehrig und — falsch. Das junge Tier war die größte Sorge Dompteur Kellys. Dann aber wieder war es freundlich und spiellustig, balgte sich mit einer Papierkugel herum wie eine Katze. Kelly lachte, und Steingolt, der bei dem Zirkus Hilfswärter geworden war, lachte aus vollem Herzen mit.

Dann kam der Tag, wo Kelly bei der „Gala-Abendvorstellung" in einer kleinen schottischen Handwerkerstadt lauter „Koks" machte. Er tänzelte vor seinen gewichtigen Bestien wie ein slödsinniger Harlekin hin und her. Unablässig stierte er in das grüne Auge der Wultu, die unbewegt auf ihrem Hocker saß. Eine neue Uebung mit Tonnen sollte gezeigt werden. Kelly rollte sie wie im Traum auf ihren Platz, aber Wultu rührte sich nicht. Ueber ihr buntes Fell glitt ein unheimliches Licht. Ungeschickt und regelrecht hypnotisiert kam Kelly näher, murmelte etwas und brach wie vom Blitz getroffen zusammen. Niemand hatte den schnellen Tatzenhieb wahrgenommen. Wie eine böse Göttin saß Wultu auf ihrem Bock, lief gleichmütig wieder in den Käfig. Kelly war tot. Niemand wollte sein Nachfolger werden, denn alle schworen in rechtem Künstleraberglauben, daß in Wultu ein böser Geist gefahren sei. Niemand wagte ihr in die Augen zu blicken, in die falschen grünen Smaragde. — —

— — Steingolt rang lange mit sich. Dann aber meldete er sich. „Herr Direktor, würden Sie mir den Posten als Tigerbändiger geben? „Ich habe oft mit Kelly geprobt, und sonst tut es ja doch keiner."

Es war ihm bei den ersten Proben, als stände er wieder vor den Sacktüchern, um seine Tiere vor den Menschen zu schützen. — Der Direktor triumphierte: „Wir haben wieder einen Tigerdompteur. Monsieur Pietro Aureolo, vous connaissez?" —

„Ich bin aus Lemberg und heiße eigentlich Ruth Röll", sagte eines Abends Signorina Rolina, die Kunstreiterin zu dem sinnenden Signor Aureolo, der eigentlich Steingolt hieß. — „So sind wir Landsleute," sagte Steingolt und starrte weiter auf den Käfig. — „Ja."

„Entschuldigen Sie, lieber Signor Pietro, was ist das mit Wultu?"

„. . . Mit Wultu?" fragte er und fühlte doch, daß er sich innerlich längst auch diese Frage gestellt hatte. — „Ja, das Tier ist so seltsam. Sehen Sie, ich wollte schon oft zu einem anderen Zirkus. Früher wechselte ich jeden Monat. Aber die Augen haben eine besondere Macht. Ich sehe sie mir jeden Abend wieder an. Hüten Sie sich vor Wultu!" Die Reiterin ging in den Pferdestall. — „Unsinn", sagte Steingolt und wurde doch nachdenklich, als er den Blick der Tigerin sah. Unbarmherzig wie ein Dolch schten er ihm. Er hatte gehört, man könnte Tiere mit Blicken hypnotisieren. Er tat das nicht oft bei seinen Dressuren, rechnete mehr mit mechanischen Größen, mit einer Art Dompteurstrategie: Rücken decken, alle Tiere mit einem Blick fassend. Doch nun starrte er Wultu an. Wultu merkte auf, hob den Kopf etwas und Steingolt lächelte. Ein Wärter sah ihm erstaunt zu. Da wurde Wultus Blick tiefer, härter. Steingolt fühlte seinen Widerstand zusammenbrechen. Er drehte sich kurz auf dem Absatz um und fühlte immer noch diesen grünlichen Blick auf sich ruhen.

Er ging in das Gasthaus, trank vorsichtig wie immer und mied das Spiel. Die Kollegen, die ihn als Emporkömmling ansahen, kümmerten sich nicht viel um den kleinen Juden aus Lomzha. Nur ein redseliger Clown von 60 Jahren log ihm gleichgültige Ruhmgeschichten vor. Innerlich wand sich Steingolt gegen den unerbittlichen Blick, der ihn stets verfolgte. Die Musiker verschwanden. Die Vorstellung begann. Noch einen Atemzug Riviera (man spielte in Cannes). Steingolt war unruhig. Mit zitternden Händen kleidete er sich um. Er rauchte nervös.

Bei der Verneigung vor den gelangweilten Rivieraleuten schauderte es ihn. Dafür sperrte man solche Geheimnisse wie eine Wultu ein, ließ sie Männchen machen. Der Ekel wurde immer stärker. War das nicht das gleiche wie auf dem Dampfer mit den betrunkenen Neureichen?

Wultus Blick . . . Er ließ die ersten Uebungen machen, aber es war, als risse es ihm den Kopf nach der anderen Seite. Er fühlte ein Zittern in den Kniekehlen. Die Tiger sahen, wie die Peitsche lässig war, wie der Haken zerfahren in der Luft pendelte, und starrten schlau zur Seite. Nach Wultu! Das sah Steingolt noch, ebenso wie in dem Zehntel einer Sekunde die zwölf mächtigen Bestien sich gegen ihn, den lungenkranken Zwerg, auflehnten.

Noch einmal aber straffte sich sein Körper. Die Peitsche pfiff. Die Tiger wurden ängstlich, zuckten zurück — die Führerin des Aufstandes, Wultu, blickte zur Seite. Es begann ein grausiges Spiel. Nacheinander wurden die Tiere aufsässig, hieben aus und fauchten. Zwei sprangen von ihren Hockern. Steingolt fühlte seine Kraft schwinden. Es kam, wie es kommen sollte. Wultu hieb aus. Da krachte der Schuß des Singhalesenwärters. Wultu brach mit gestreckten Pranken zusammen. Die anderen Empörer bekamen ohne den Führer Angst und flüchteten. — —

Steingolt wurde entlassen, der Direktor hatte höhnisch geäußert, er wäre besser beim Fang zu gebrauchen als bei der Bändigung. Der Zwerg hockte auf dem Leichnam des Tigers und sah die gepreßten Muskeln. „Mich wolltest du töten. Ich wäre nicht böse gewesen." Die grünen Augen starrten hart. Steingolt nahm seinen verschlissenen Koffer und ging . . .

—⊡—

Die Flucht in die Jugend

Skizze von Wolfgang Federau.

Ein Pferd in den Zielen — abgerackert, geschunden, hoffnungslos — war er etwas anderes? War nicht das arme Tier sogar noch besser daran als er, der Mensch? Weil es wohl arbeiten mußte, aber das andere, Schlimmere nicht kannte — die Sorge um den nächsten Tag?

Anfänglich, in den ersten Jahren seiner Ehe, hatte er es nicht ganz so empfunden, obgleich auch damals die Stunden sorgloser Muße gewiß selten waren. Später, als die Kinder kamen, zwei, drei, vier schließlich — da wurde es anders. Es war nicht ganz einfach in dieser harten und erbarmungslosen Zeit, sechs Münder zu stopfen, sechs Menschen zu ernähren, zu kleiden und was alles so zum Leben gehörte. Da hatte der Tag fast zu wenig Stunden für alles, was getan werden sollte. Die steinerne Wüste Stadt umspannte ihn mit ihren gierigen Armen, und der Augenblicke des Ausspannens, des Aufatmens, wurden immer weniger. Arbeiten . . . arbeiten . . . arbeiten, so hämmerte es beständig in seinem Hirn, in ewig gleichem Rhythmus.

Einmal ausruhen können . . das war lange Zeit seine Sehnsucht. Er war oft so müde, und dann träumte er von der Sonne seiner Jugend als die Welt ihm noch so einfach, so klar und so schön erschien. Diese Welt mit ihren Fernen, mit ihren Wäldern und Wiesen und der spiegelnden Unendlichkeit des Meeres. Wenn er sich nur rechte Mühe gab, dann spürte er noch den salzigen Geschmack der See auf der Zunge, roch ihren herben Duft, hier, mitten in dem Häusermeer, das er seit bald zwanzig Jahren kaum mehr verlassen hatte.

Einen Sommer, den Bruchteil eines Sommers nur, an der See zu verbringen — dieser Wunsch wurde ungestümer und heißer in ihm, je rascher die Jahre duft- und glanzlos entflohen. Es war fast eine fixe Idee. „Ich werde wahnsinnig, wenn ich mir diesen einen Wunsch nicht noch einmal erfüllen kann", dachte er oft. Und in all seinen Sorgen ging er daran, den Plan zu verwirklichen. Jahre hatte er gespart, hatte wie ein Geizhals Groschen zu Groschen getan, sich hier eine Zigarre, dort ein Glas Bier versagt, nur um ohne Beeinträchtigung von Frau und Kindern seinem Ziele näher zu kommen.

Jetzt war er endlich so weit. Nach ungezählten Jahren des Sparens und Hoffens. Gerade da er seinen fünfzigsten Geburtstag feiern und endgültig ein alter Herr werden sollte, hatte er es geschafft. Und an einem Abend, als die Kinder schon im Bette lagen und seine Frau